

# Vermächtnis eines Vielschreibers

Johann Caspar Lavater war ein heller Stern am Firmament der Gelehrten seiner Zeit. Seine ausufernde Korrespondenz mit Geistesgrössen eröffnet faszinierende Einblicke in die Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Thomas Gull

Ja, auch Goethe zählte er zu seinen Freunden, Mitarbeitern und Kritikern. Kennengelernt hatten sich die beiden 1774 bei einer Rheinreise. Der damals 25-jährige, noch unbekannte Goethe schrieb über ein Essen mit Johann Caspar Lavater (1741–1801) und dem Pädagogen Johann Bernhard Basedow: «Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten», wobei das «Weltkind» selbstredend der spätere Dichterstürm höchstselbst war und Lavater einer der beiden «Propheten».

Eine Zuschreibung, die durchaus ins Schwarze trifft. Denn Lavater war wohl auch so etwas wie ein «Prophet», der es unternahm, die «Irrtumslosigkeit» und «Wahrheit» des Alten und Neuen Testaments zu beweisen (in «Pontius Pilatus»). «Er war ein fanatischer Christ», stellt Horst Sitta fest – der emeritierte Germanistikprofessor leitet das Editionsprojekt «Johann Caspar Lavater. Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe» (JCLW), das seit 1998 an der Universität Zürich läuft – und fügt hinzu: «Für Lavater war das auch ein Problem, denn er musste sich ständig gegen den Vorwurf der Schwärmerei und des Pietismus wehren.»

## Pfarrer, Poet, Physiognom

Das gilt bis heute. Das Image des religiösen Eifers verstellte den Blick auf andere Aspekte von Lavaters Persönlichkeit und seinem Schaffen. Denn der Zürcher aus gutbürgerlichem Hause war vieles: Pfarrer, Pädagoge, Philosoph, Politiker, Poet, Physiognom. Und er schrieb viel, ungeheuer viel: Mehr als 400 Werke flossen aus seiner Feder. Vor allem aber verfasste Lavater Briefe, Tausende von Briefen. «Über 20 000 Briefe wurden von und nach Zürich geschickt», erzählt Ursula Caflisch-Schnetzler, die sich als Herausgeberin seit dem Beginn der Edition 1998 mit Lavater beschäftigt und diese bis heute begleitet.

Caflisch-Schnetzler hat mehr als 1890 Korrespondenten gezählt, die sich mit Lavater aus-

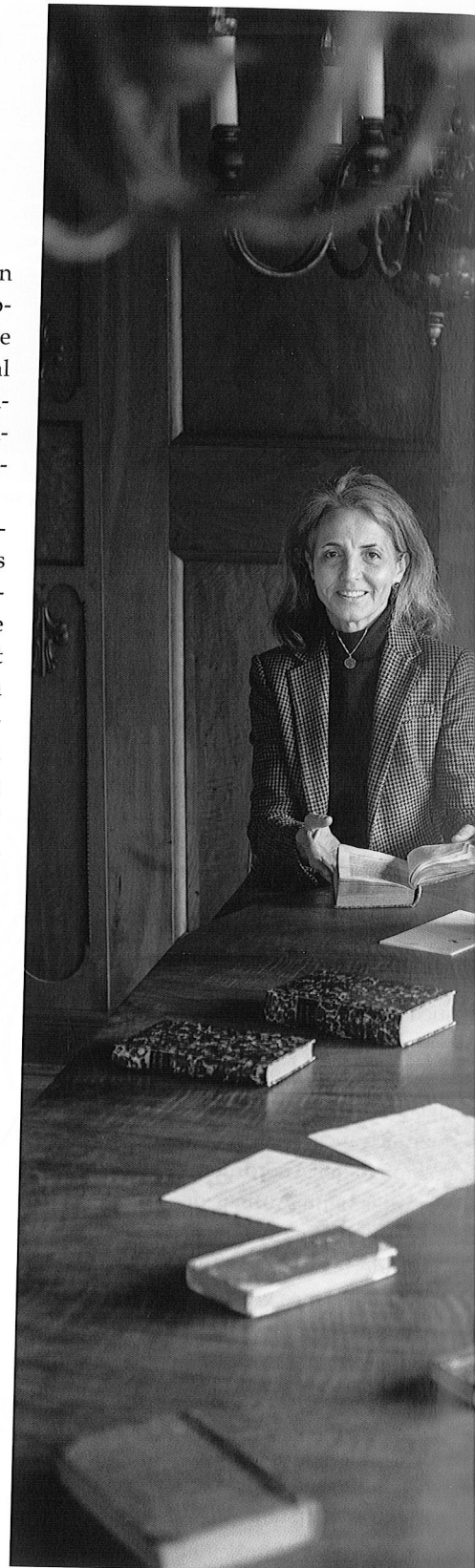
tauschten, immerhin ein Fünftel davon waren Frauen, darunter die russische Zarin Maria Feodorowna, geborene Sophie von Württemberg, die Lavater zusammen mit ihrem Mann auch einmal in Zürich besuchte. Die Liste von Lavaters Kontakten liest sich wie ein «Who is who» der intellektuellen und politischen Elite des deutschsprachigen Europa und darüber hinaus.

Lavater war ein produktiver, geradezu fanatischer Briefschreiber. Er unterhielt ein eigenes Skriptorium, um seine ausufernde Korrespondenz bewältigen zu können. «Etwa die Hälfte seines Pfarrerlohns gab er für Porti aus», sagt Horst Sitta, «er musste seine Schreiber bezahlen und die Künstler, die für ihn beispielsweise Kupferstiche für seine physiognomischen Studien herstellten.» Lavater plagte deshalb ständig Geldsorgen. Er konnte sich finanziell nur über Wasser halten dank seiner vermögenden Frau Anna Schinz und Freunden, die ihn immer wieder unterstützten.

Die Briefe sind für Lavaters Wirken und Wirkung zentral. Sie dienten dazu, in lockerer Form Gedanken und Ideen, die ihn umtrieben, zur Diskussion zu stellen, etwa das aufklärerische Postulat des Menschen als Individuum, den Toleranzgedanken oder den Platz des Menschen in der göttlichen Schöpfung. «Lavaters Werk ist ein eigentliches Fragment, das aus Ideen besteht, die er über seine Briefe entwickelt hat», sagt Ursula Caflisch-Schnetzler. «Werk und Briefe verbinden sich ganz elementar. Ohne Korrespondenz lässt sich Lavaters Werk nicht erschliessen, und im Werk spiegeln sich zuvor in den Briefen erörterte Gedanken.»

## Fiktiver Briefwechsel

Lavaters Publikation «Aussichten in die Ewigkeit» beispielsweise besteht aus 25 Briefen an den in Hannover wirkenden Zürcher Arzt Johann Georg Zimmermann, mit dem er über das Leben nach dem Tod debattierte. Dieser «Briefwechsel»



Fanatischer Briefschreiber: Ursula Caflisch-Schnetzler hat



gezhält, mit denen sich Lavater ausgetauscht hat.

war jedoch fiktiv, die Briefe wurden nie abgeschickt, aber als solche veröffentlicht. «Das war damals üblich», erklärt Ursula Caflisch-Schnetzler: «Das 18. Jahrhundert war das Zeitalter des Briefs. Auf diesem Weg diskutierte man mit Zeitgenossen Werkideen und philosophisch-theologische Abhandlungen. Diese Briefwechsel oder Auszüge aus Briefen wurden veröffentlicht und schufen eine neue literarische Gattung.» Der Inbegriff des Briefromans ist Goethes «Werther». Für Goethe waren Lavaters Briefe die besten seiner Schriften, wie er ihn nach der Veröffentli-

---

*Die Hälfte seines  
Pfarrerlohns gab Lavater  
für Briefporti aus.*

---

chung des zweiten Bandes seiner «Vermischten Schriften» (1781) wissen liess: «Zuförderst dank' ich dir, du Menschlichster, für deine gedruckten Briefe. Es ist natürlich, dass sie das beste von allen deinen Schriften seyn müssen.»

Gewissermassen auf dem Korrespondenzweg entstand auch Lavaters bekanntestes Werk, die «Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe», in denen Lavater Anleitungen gab, wie verschiedene Charaktere anhand der Gesichtszüge und Körperformen erkannt werden können. Lavaters Theorie für eine neu zu schaffende Wissenschaft erregte grosses Aufsehen und wurde in regem Austausch etwa mit Goethe, J. M. R. Lenz, Herder und anderen entwickelt. Wie die «Physiognomischen Fragmente» sind viele von Lavaters Publikationen eigentliche Gemeinschaftswerke.

### **Blogger im 18. Jahrhundert**

Als eifriger Schreiber und Disputierer war Lavater Teil eines weit gespannten Netzwerks der Kommunikation. In einer Analogie zu heute könnten diese Netzwerke als Internet jener Epoche bezeichnet werden, in denen eifrig gemailt und gebloggt wurde. Wer was wann wo veröffentlichte, war dabei oft so wenig klar und überschaubar wie heute in den Weiten des World Wide Web. «Auch persönliche Briefe galten damals als nicht privat», sagt Horst Sitta. Auszüge aus Briefen wurden von den Empfängern ge-

druckt und ihr Inhalt so einem interessierten Publikum zugänglich gemacht. «Heute haben wir Wissenschaftszeitschriften und Kongresse, um uns auszutauschen. Früher wurde die Gelehrtenkorrespondenz kurzerhand publiziert», meint Horst Sitta. Das geschah oft ohne ausdrückliche Einwilligung der Absender und manchmal auch zu ihrem Missfallen. So wurden etwa Lavaters Vorträge über Physiognomik, die er vor der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich hielt, ohne sein Wissen 1772 im «Hannoveranischen Magazin» gedruckt. Obwohl das Blatt nicht besonders bedeutend war – Lavater bemerkte, er könne es in Zürich gar nicht auftreiben – löste die Veröffentlichung ein enormes Echo aus, und Lavater wurde darauf so heftig angegriffen, dass er sich überlegte, seine Arbeit an den «Physiognomischen Fragmenten» einzustellen.

### **Goethes Ermahnung**

Auf gutes Zureden von Goethe und anderen hin arbeitete er dann aber trotzdem weiter. Goethe wusste um die Bedeutung des Briefs als Ausdrucksmittel für die Gedanken der Zeit. So ermahnte er Lavater ausdrücklich, mit seinen Briefen sorgfältig umzugehen: «Halte künftighin meine Briefe hübsch in Ordnung und lass sie lieber heften wie ich mit den Deinigen auch thun werde, denn die Zeit vergeht und das wenige, was uns übrigbleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewissheit in sich selbst vermehren.»

Obwohl er in seiner Zeit hohes Ansehen genoss, wird Lavater heute kaum mehr gelesen. Das soll die historisch-kritische Ausgabe ändern, die vielfältige Zugänge zu Lavaters Werk bietet. Die Lavater-Edition ist auch der Ausgangspunkt für die Lehrveranstaltung zum Thema «Kommunikationsnetze im Zeitalter der Aufklärung», die Ursula Caflisch-Schnetzler im Herbstsemester 2014 anbietet. Sie soll den Studierenden die Kommunikationssysteme im 18. Jahrhundert näherbringen und sie gleichzeitig in die Editionswissenschaft einführen.

**Kontakt:** Prof. Horst Sitta, [hsitta@ds.uzh.ch](mailto:hsitta@ds.uzh.ch), Dr. Ursula Caflisch-Schnetzler, [ursula.caflisch-schnetzler@uzh.ch](mailto:ursula.caflisch-schnetzler@uzh.ch)